



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel. (Die Kaisermanöver in Westfalen und in der Nordsee. Orientalische Gesandtschaften. Deutsche Beziehungen zum Morgenlande. Englische Einbildungen.)

Deutschland steht im Zeichen der Herbstmanöver, überall wird „Krieg im Frieden“ geführt. Das ist längst kein Exerzieren im Feuer mehr, wie wohl früher, wo man ungefähr voraus wußte, wie es gehn würde, und wo es mehr auf Taktik als auf Strategie ankam, sondern es geht mit Platzpatronen und Manöverkartuschen recht ernsthaft zu. So besonders bei den diesmaligen Kaisermanövern in Westfalen. Die beiden Parteien wissen nur das Allgemeinste voneinander, sie wissen nicht, wo und wie sie aufeinander stoßen werden, den Feind zu erspähen ist die Aufgabe der vorausreitenden Kavallerie, und alle modernen Mittel, Telegraphen, Luftballons, Automobile und Radfahrer, werden in angespannter Tätigkeit sein. Nicht weniger als 100 000 Mann marschieren gegeneinander, zwei verstärkte Armeekorps mit zwei besonders gebildeten Kavalleriedivisionen, das siebente (westfälische) und das zehnte (hannoversche), alles Niedersachsen, gleichgiltig, ob sich diese Truppen in den beiden preußischen Provinzen rekrutieren oder in den diesen eingeprengten Kleinstaaten, in Lippe, Oldenburg, Braunschweig usw., und das sind nicht mehr selbständige „Kontingente“, wie in den Zeiten des unseligen Bundestages, der es fertig brachte, das wunderbare neunte Armeekorps aus Sachsen, Kurhessen, Nassauern und Luxemburgern zu bilden, aus selbständigen, weit auseinanderliegenden Truppenkörpern mit verschiedner Uniformierung, Ausrüstung, Exerzittum und Kommando, die niemals auch nur zu einem Manöver vereinigt wurden, es sind vielmehr allesamt Teile preußischer Verbände mit den Landesfarben in der Kokarde neben der schwarz-weiß-roten deutschen Kokarde und in den Feldbinden der Offiziere; ihren Landesherren schwören sie zwar den Fahneneid, aber ebenso dem Kaiser den Eid des Gehorsams, und jene haben längst auf ihre tatsächlich immer wertlose Kriegshoheit freiwillig verzichtet und begnügen sich mit Ehrenvorrechten. Einen „Armeepartikularismus“ gibt es in Deutschland nicht, wie einmal ein bayrischer Offizier im Reichstage sagte, als ein Abgeordneter den unverzeihlichen Versuch machte, an ihn zu appellieren; der einzige Partikularismus, der noch ein Recht hat, ist der Wettstreit zwischen den einzelnen Truppenteilen unter den Augen des Kaisers und ihrer Landesherren. Danken wir Gott, daß wir so weit sind.

Während Blau und Rot der Weser nördlich und südlich von Hörter und Corvey zustreben, hat der Kaiser bei Berlin am 2. September die Parade über das Gardekorps abgenommen, ist dann nach Wilhelmshaven gefahren, hat am 3. September bei stürmischer See die Manöverflotte besichtigt, die in zwei Linien von je 6 Kilometer Länge unter Flaggengala lag, und hat dann mit ihr manövriert. Dabei griffen auch die schweren Geschütze der Insel Helgoland, die wie Drachen auf dem hohen grünen Oberlande liegen, in den Kampf ein und bewiesen dadurch, daß sie einer hier manövrierenden feindlichen Flotte sehr unangenehm werden könnten. Die gesamte Seestreitmacht des Reichs, mit Ausnahme der Auslandsschiffe, sah der Kaiser schlagfertig vor sich, 16 Linienschiffe, 12 Kreuzer und 70 Torpedoboote, freilich manches veraltete Material noch darunter, das hoffentlich bald verschwunden sein wird, in Summa 333 000 Tonnen Displacement, 650 000 Pferdekraft, 963 Geschütze mit 133 000 Schuß Geschichtsladung, 250 Torpedoausstoßrohre mit 570 Torpedos und mit 36 000 Tonnen Kohlenvorrat und mit etwa 20 000 Mann an Bord. Angesichts dieser stolzen Machtentfaltung, wie sie Deutschland niemals besessen hat, durfte er sich sagen, das alles sei doch wesentlich sein Werk, und er durfte

mit Sicherheit auf weitere Ausbildung hoffen. Daß er auch hier von den Leistungen befriedigt war, zeigten am 7. September seine warmen Worte auf seine Marine und ihren Chef, seinen Bruder, den Prinzen Heinrich, „den Stolz des Vaterlandes“.

Der Parade des Gardekorps wohnten außer dem üblichen glänzenden Schwarme fremder Offiziere, unter denen sich diesmal auch Japaner, Nordamerikaner und Brasilianer befanden, zwei etwas exotische Gesandtschaften bei, die Abgeordneten des Schahs von Persien und die des Negus Negesti Menelik von Abessinien. Von dergleichen Erscheinungen macht man jetzt nicht mehr viel Aufhebens, am wenigsten in Berlin; man betrachtet sie als die selbstverständliche Anerkennung für die Weltstellung des Reichs. Gibt es doch jetzt in Teheran eine deutsche Bank, die hier dem deutschen Kaufmann Raum schafft neben dem englischen und russischen, und bei dem bevorstehenden Bau von Eisenbahnen im abessinischen Hochlande handelt es sich wohl auch um die Beteiligung deutschen Kapitals. Inzwischen schreitet die Bagdadbahn rüstig fort, und von der Bahn nach Mekka, die zunächst dem Pilgerverkehr dienen soll, ist am Jahrestage der Thronbesteigung des Sultans die erste Strecke eröffnet worden. Die „friedliche Durchdringung“ des türkischen Reichs auch in Asien mit europäischer Zivilisation ist eine Garantie für seinen Fortbestand, und der regierende Sultan darf sich rühmen, daß er das begriffen hat und danach handelt, von keiner Seite besser unterstützt als von der deutschen. Die gegenwärtige friedliche Weltlage begünstigt die deutsche Kulturarbeit in der Türkei.

Erlöschen ist freilich diese Eiferjucht noch keineswegs; sie bringt es fertig, im deutschen Südwestafrika unter Umständen eine Gefahr für das britische Südafrika zu sehen, was ein recht schlechtes Gewissen und einen sehr geringen Glauben an die Festigkeit dieser Herrschaft verrät; sie sieht in der Erhaltung einer starken Truppenzahl (wir haben jetzt etwa 6000 Mann dort) eine Maßregel, die gegen England, nicht gegen die Hottentotten gerichtet sei, von deren unmittelbar bevorstehender Unterwerfung die Reichsregierung schon gewußt habe, als sie am 13. Dezember v. J. den Reichstag auflöste, um von der neuen Mehrheit die Bewilligung einer großen Besatzung zu erlangen, und sie glaubt, daß die deutschen Wähler nur deshalb, also im Sinne des deutschen „Imperialismus“ eine regierungsfreundliche Mehrheit nach Berlin geschickt hätten. Ja, vom Teufel des Imperialismus sind wir überhaupt ganz und gar besessen, unsre Zukunft liegt nicht in humanitärer Politik, sondern im Willen zur Macht; wir denken an gar nichts andres als an „Kolonien und Seemacht und an Antagonismus gegen das britische Reich“. Nur unsern Sozialdemokraten wird das Zeugnis ausgestellt, daß sie in diesem Sinne nicht zu den Deutschen gehören, eine Bescheinigung unpatriotischer Gesinnung, die den Parteihäuptern jedenfalls ungemischte Freude bereiten wird (National Review, German South West Africa as an international Factor, im Septemberheft). Wenn wir nur die Hälfte von dem täten oder tun könnten oder auch nur dächten, was man uns ziemlich allgemein zutraut, wir wären vielleicht weiter. Inzwischen haben die Engländer die Freude, unsern Feind Morenga wieder auf ihrem eignen Gebiete zu sehen, und wir zweifeln nicht im geringsten, daß die Kapregierung ehrlich ihre Pflicht tun wird. Denn zum Glück verfährt auch die englische Reichsregierung nicht nach Stimmungen und Vorurteilen einzelner Kreise, sondern nach sachlichen Erwägungen. Hoffentlich wird nun dem ganzen Spul bald ein Ende gemacht. *

Der alte Leipziger Johannisfriedhof. Einst lag er „draußen vor dem Grimmitischen Tore“, und vor vierhundert Jahren kam es zu Verhandlungen zwischen dem Rat und den Klöstern der Stadt, und dann zu landesherrlichen Verordnungen, wonach daselbst alle die beerdigt werden sollten, die nicht ein besonderes Recht hätten

auf Bestattung in den vier Kirchen oder auf den fünf Kirchhöfen der innern Stadt. Infolge allmählicher Erweiterungen bestand schließlich der Johanniskirchhof aus fünf Abteilungen. Die erste wurde schon 1846 für Beerdigungen geschlossen; jetzt ist auch die letzte säkularisiert. Mehr als eine Viertelmillion Menschen haben hier die letzte Ruhe gefunden, darunter viele von berühmtem Namen, Dichter, Künstler, Schriftsteller, Gründer weltbekannter Firmen und Stifter bedeutender Vermächtnisse: Bach, Gellert, Oser, Christian Felz, Weiße, Böltz, Härtel, Seyffert, Limburger, Tauchnitz, Harfort, Grassi usw. Von diesem wichtigen Denkmal der Stadt liegt eine musterghltige und geschmackvoll hergestellte Publikation aus dem Verlage von Georg Meiseburger in Leipzig vor: „Der alte Leipziger Johanniskirchhof und die Rats- oder Hospitalgruft, ein Beitrag zur Stadtgeschichte, von Paul Wemendorf. Mit siebzug Abbildungen in Lichtdruck nach photographischen Aufnahmen des Verfassers und zwei Plänen des Friedhofes.“ Die Aufnahmen sind sehr schön. Der Text, auf 95 Seiten, enthält fünf Kapitel: Die Johanniskirche, der alte Friedhof, die Ratsgruft, die 1883 eingezogenen Friedhofsabteilungen und die noch bestehenden Abteilungen 3, 4, 5. Alle sind mit reichlichen Namensverzeichnissen versehen. Soviel von den äußerlichkeiten, damit sich unsre Leser ungefähr einen Begriff machen können, was und wieviel sie für nur acht Mark, das ist der Preis des hübschen in Leinen gebundenen Werkes, bekommen können. Nun noch einige Worte über seinen innern Wert zur Begründung unsers Lobes. Wie uns die Grabmäler in ihrer äußern Erscheinung den Wandel der Stilformen wiedergeben, von der Gotik und der Renaissance bis zum Barock und zum Empire, so spiegeln sich in den Grabchriften und Totenregistern die Wendungen der Geschichte, die Reformation, der Dreißigjährige, der Siebenjährige Krieg, die Franzosenzeit und die Romantik. Alle diese stillen Schläfer nahmen einst teil am Leben ihrer Zeit, und jeder Grabstein spricht seine eigne Sprache. Auf den Einzelnen kommen nur wenige Zeilen dieser durch Jahrhunderte geführten Chronik. Der Verfasser macht sie uns durch kurze Notizen der Erinnerung lebendig. Da liegt zum Beispiel Käthchen Schönkopf Goethischen Andenken. Dort Herloßsohn, der Herausgeber des „Kometen“, dessen Lieder „Wenn die Schwalben heimwärts ziehn“ und „Ob ich dich liebe“ wohl noch nicht ganz verklungen sind. Dort der Leipziger Handelsherr Wilhelm Gerhard, der Dichter des einst ebenfalls vielgesungenen „Auf Matrosen, die Anker gelichtet“. Da ruhen Roderich Benedix, Mahlmann, Kochly. Höchst interessant ist die Behandlung der „Ratsgruft“, die 1783 an Stelle der Gruft in der Paulinerkirche, namentlich für die Honoratioren der Universität, errichtet wurde. Sie hat bis 1851, wo sie geschlossen wurde, 107 Leichen aufgenommen, die alle aufgeführt werden. Für jeden Platz mußten fünfzig Taler entrichtet werden. Wieviel ließ man sich damals eine Beisezung kosten! Diese Gruft ist noch gut erhalten, und die Ruhe der Toten ungestört geblieben. Aber ihre Zeit war ja auch noch nicht lang, und im übrigen ist auch dieser Friedhof durch die Ansprüche der Lebenden zu einer Stätte des Unfriedens geworden. Wemendorfs Geschichte des Johanniskirchhofs verzeichnet getreulich zu jedem Abschnitt die Ausgrabungen und Umbettungen. Es kann ja nicht anders sein, aber in jedem neuen Beispiel berührt doch der Gedanke eigentümlich: mit sorgender Mühe sichert eine Generation ihren Toten ein enges Ruhebett, und der nächsten oder der folgenden dünkt auch das noch zuviel, sie muß den Raum für ihre Zwecke gebrauchen. Die Kirche nimmt den Entschlafnen — gegen reichliches Entgelt — in ihren Schutz und verheißt ihm die ewige Ruhe, und dieselbe Kirche gräbt ihn wieder aus und verschachert den Totenacker als Baugrund, wenn die Konjunktur dafür gekommen ist. Dieser Gedanke hat etwas so Widerwärtiges, daß man schon um deswillen die Feuerbestattung als

eine neue und bessere Ordnung dieser Dinge herbeiwünschen muß. Doch davon ein andermal. — Benndorfs schönes Werk gehört zu denen, die ohne eine öffentliche Unterstützung nicht verlegt zu werden pflegen, für die aber auch in der Regel Gönner und Wohltäter gefunden werden. Der Rat von Leipzig, an dem die Reihe zunächst gewesen wäre, hat die Gelegenheit an sich vorübergehen lassen. Da der Verfasser auf Honorar verzichtet hat, so hat der Verleger das Werk auf sich genommen. Beiden gebührt unser aufrichtiger Dank. U. P.

Wörterbuch der Volkswirtschaft in zwei Bänden, herausgegeben von Prof. Dr. Ludwig Elster. (Jena, Gustav Fischer, 1907.) Von der zweiten, völlig umgearbeiteten Auflage dieses vortrefflichen Nachschlagewerkes, die wir wiederholt angezeigt haben, sind jetzt die letzten drei Lieferungen erschienen. Auch in ihnen ist den in raschem Wechsel aufeinanderfolgenden Veränderungen unsrer schnell lebenden Zeit durch bedeutende Zusätze und Verbesserungen Rechnung getragen worden, wie man unter anderm an dem Artikel „Sozialdemokratie“ bemerkt, der die neuesten Wandlungen und Schicksale der Partei in den verschiedensten Ländern erzählt und in einem Nachtrage auch noch über ihre Niederlage bei der letzten deutschen Reichstagswahl berichtet. Mehrere wichtige Artikel sind neu hinzugekommen, so: See- und Binnenfischerei, Spiel, Städtische Sozialpolitik, Streitversicherung, Sturmshädenversicherung, Süßstoffgesetzgebung, Warenhaussteuer. Die drei Lieferungen kosten 6 Mark 50 Pf.; der Preis des ganzen Werkes ist broschiert 35, gebunden 40 Mark; Einbanddecken liefert der Verleger zu 1 Mark 80 Pf. für den Band. Was dem Werke fehlt, das ist ein alphabetisches Register. Die Zahl der in der Volkswirtschaft vorkommenden technischen Ausdrücke ist so groß, daß nicht jedem einzelnen ein besondrer Artikel gewidmet werden kann, der Lernbegierige will doch aber auch über die fehlenden Aufschluß haben, und er erhält ihn auch, wenn er das Glück hat, die richtige Stelle zu finden. So zum Beispiel fehlt ein Artikel „Devisen“. Der Geschäftskundige weiß natürlich, daß er unter „Wechsel“ zu suchen hat; andern Leuten aber würde langes, vielleicht vergebliches Suchen erspart, wenn sie ein Register auf die erste Spalte der Seite 1298 des zweiten Bandes verwies. Ein gutes Register würde die Brauchbarkeit des vortrefflichen Werkes bedeutend erhöhen. C. J.



Odol